

Vom Sterben meiner Göttlichkeit

Meine Mutter äußerte mir gegenüber so oft den Satz „Du bist etwas Besonderes“, dass es mich und mein Umfeld bis heute wundert, dass ich über kein einziges überzähliges Chromosom verfüge. Meine große Schwester hatte mir jahrelang mit bundesheerartiger Strenge Demut und Höflichkeit eingedrillt, also antwortete ich jedes Mal mit „Das stimmt doch gar nicht.“ Aber gleichzeitig leuchteten hinter meiner Stirn genug rote Neonröhren, um den Times Square in taghelles Reeperbahn-Licht zu tauchen, und sie formten die Worte „ICH WEISS.“

Ich wusste, dass ich etwas Besonderes war. Es war nicht die Frage, ob ich von Gott zu Höherem auserkoren war. Frau Gesslbauer, die Religionslehrerin mit dem himmelblauen Lidschatten und den Strasssteinen im Haar hatte oft genug gesagt, Gott hätte mit andersartigen Menschen etwas Großes vor, und schließlich malte ich meine Mandalas immer ganz besonders bunt aus. Die Frage war eher, auf welchem Level sich die Krassheit meiner göttlichen Mission bewegte. Je nach Tagesverfassung tendierte ich zu irgendwas zwischen „bisschen weniger krass als Mutter Theresa“ und „um einiges krasser als Jesus“.

Da ich das fette Kind der Klasse und Brillenträgerin war, und wir weder Juden noch Rothaarige in unserem Provinzkaff hatten, war ich also als Zielscheibe kindlichen Arschlochtums prädestiniert. Wäre ich etwa fünf- bis sechstausend Kilometer weiter östlich geboren worden, sagen wir mal, in Kabul, ich wäre als depressiver Sonderling ohne Hoffnung auf eine auch nur annähernd akzeptable Zukunft die perfekte Zielgruppe für die Al Kaidajungschar gewesen. Ich hätte mich spätestens mit 15 Jahren „Allahu Akbar“ juchzend ins Paradies gestürzt. Dort würde mich mein göttlicher Vater erst mal in den Arm nehmen, mir einen Kakao und Nutellapalatschinken anbieten und „Kind, Respekt, dass du’s so lange mit diesen Honks ausgehalten hast!“ brummen.

Bis es so weit war, beschloss ich, mich von einem imaginären Wolkenthron aus masochistisch meinem Märtyrerinnendasein hinzugeben, wissend, dass Gott das schon irgendwie wieder hinkriegen würde.

„Selig sind die Mobbingopfer, denn ihrer ist das Himmelreich“, formten meine Lippen, als Katrin Gruber sich weigerte, mich in ihren Hello Kitty-Fanclub aufzunehmen, da ich keinerlei Unterschied

zwischen den Visagen Johnny Depps und Orlando Blooms erkennen konnte.

„Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“, spuckte ich aus meinem Mund, zusammen mit ein bisschen Dreck, als Sebastian Anzenhofer, Paul Tschernitz und Daniel Fahrer mich mit Schnee einrieben und die Mädchen dazu ihre eigens einstudierte Cheerleading-Choreografie tanzten.

„Jesus haben sie ja auch gekreuzigt“, schrieb ich in mein Tigerenten-Tagebuch, nachdem mich die anderen Pfadfinder als uncool bezeichnet hatten, weil ich mich nicht an den nächtlichen Marihuanazigaretten-Orgien in Zelt B am U13-Sommerlager beteiligen wollte.

Ich.

War.

Auserwählt.

Und diese Heiden würden das auch noch früh genug merken, schließlich würde ja bald das Jüngste Gericht kommen und dann würden die aber ganz schön dämlich aus der Wäsche schauen.
Das Jüngste Gericht kam nicht.

Dafür meine Pubertät.

Inklusive wahnwitzig dichter Körperbehaarung und Augenringen, die mir einen Ruf als Schul-Amokläuferin/Schul-Junkie/Schul-Schizo und aus irgendeinem Grund auch Schul-Lesbe einbrachten.

Und so verbrachte ich die ersten zwanzig Jahre meines Lebens mit Warten: Zuerst mit dem Warten auf Gott, dann mit dem Warten auf den Brief aus Hogwarts und schließlich, als mir dämmerte, dass das nix mehr werden würde mit der Erscheinung der Heiligen Maria und der Hexe Hermine, mit dem Warten auf den Tod.

Ich hatte über die Jahre gelernt, mich mit immer weniger zufrieden zu geben. Und Godot ließ auch immer länger auf sich warten.

Als der Arzt bei meiner Darmspiegelung feststellte, dass ich weder an Schwangerschaft noch Leberzirrhose litt, war ich enttäuscht – meine jahrelange harte Arbeit im Bereich des schwer suizidalen selbstzerstörerischen Hedonismus hatte nicht gefruchtet und ich doch noch etwas zu leben. Ich beschloss aber, den Umstand meiner ebenso unerklärlichen wie unangetasteten Gesundheit als weiteres Zeichen des Himmels zu nehmen.

In einer göttlichen Erleuchtung, die mich, während ich mit runtergelassener Hose umringt von mehr Menschen, als ich in einer solchen Situation gewohnt war, auf einem Tisch lag, überkam, hatte ich drei Gedanken:

- 1. Wenn man jedes Mal dieses Zeug bekommt, will ich öfter eine Darmspiegelung.*
- 2. Papa hatte recht, es kommt auf die inneren Werte an.*
- 3. Vielleicht wird das doch nichts mehr mit dem göttlichen Auftrag und mir.*

Mit untertassengroßen Pupillen und auf Radkappengröße geweitetem Anus stand ich in Jogginghose und Crocs auf dem Plattenbau-Balkon des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder Graz Eggenberg. Neben mir eine Horde Blut hustender Frühpensionisten, rauchte ich und dachte, vielleicht muss man kein Gott sein, um ein gutes Leben zu haben.

Ich schnipste die Tschick auf eine unten vorbeigehende Jungmutter mit Kinderwagen und begab mich zurück in meine irdische, himmlische Existenz.